

Buchbesprechungen

In Wort, Schrift und Farbe: Ein Europäer

FRIEDRICH KÖNEKAMP (AUTOR) & DIETMAR HÖHNE (HRSG.): **I'd like to meet the devil. Autobiografie 1897-1977. Ein deutscher Maler und Schriftsteller im Exil. Sozialist und Christ in der Weimarer Republik**, Novalis Verlag Köln 2023, 309 Seiten, 24,80 EUR

Was für ein merkwürdiger Titel: ›I'd like to meet the devil!‹ Was wohl dahintersteckt? Auf dem Umschlag sieht man einen freundlichen, geistvoll wirkenden alten Mann, dem offenbar die englische Sprache sehr vertraut ist. Tatsächlich wurde das Foto in England gemacht, und das Manuskript zum vorliegenden Buch hat der Autor auf Englisch geschrieben. Aber er war Deutscher, und zum Schluss seines Lebens kehrte er wieder nach Deutschland zurück.

Nach einer Einführung von Dietmar Höhne, dem Übersetzer und Herausgeber, teilt sich Könekamps Buch in zwei große Bereiche: der erste schildert den äußeren Ablauf seines Lebens, während der zweite mehr dokumentarischen Charakter hat, mit Briefen, Kritiken, Rezensionen und Artikeln, die im weitesten Sinne sein künstlerisches Werk betreffen.

Seine erste Liebe lernte der 1897 in Offenburg geborene Könekamp vor dem Grünwald-Altar in Colmar kennen. Doch dann kam der Krieg – »und auch die strahlende Sonne konnte nicht das Leid lindern, das über Europa gekommen war.« (S. 31) Aus seiner Sicht schildert er die Schlacht an der Somme im Juli 1916, bei der er in Gefangenschaft geriet und nach Stobs in Schottland kam. Dort war er der jüngste Kriegsgefangene. Noch während des Krieges konnte er nach Genf in der Schweiz reisen: »Die Schweiz öffnete ihr Herz, um die Wunden zu heilen, die dieser schreckliche Krieg den europäischen Ländern zugefügt hatte.« (S. 39) Wegen Tuberkulose wurde er zur Heilung in ein Dorf bei Davos gebracht. Später vermochte er das Abitur abzulegen und an der Basler Universität zu studieren. Am Ende des Krieges arbeitete er als Mathematiklehrer.

Er beschreibt, wie die Menschen sich nach diesem Krieg fühlten. Das Buch wird immer fesselnder; man nimmt Anteil an Könekamps Schicksal und am Leiden der Menschen in dieser Zeit. Besonders berührend ist, wie das Malen als künstlerische Tätigkeit ihn rettete.

Wieder in Deutschland, wurde er Sozialist und engagierte sich in den Soldatenräten. Ihn interessierten reformpädagogische Ansätze, er suchte Gedanken, die ihn weiterbringen konnten, und fand sie bei Rudolf Steiner, Friedrich Wilhelm Förster und Gustav Wyneken. Zum weiteren Studium ging er nach Berlin. Er lernte Gustav Landauer kennen, hörte Vorlesungen von Max Planck und Albert Einstein und sah viele Ausstellungen zeitgenössischer Künstler. 1925 ging er als Lehrer in das Landschulheim am Solling. Hier traf er auf den Maler und Anthroposophen Hugo Lindenberg.

In Deutschland kam die Nazizeit, und Könekamp schrieb im Sommer 1933: »Für die Zukunft hängt alles davon ab, ob das Quantum an Menschlichkeit in der Welt wieder größer wird.« (S. 75) Er musste ins Exil gehen, zunächst nach Ascona. Seine Tage füllte er mit Malen und Schreiben aus. 1936 erschien ›Viele reden - einer ruft - Das Zeugnis eines rastlosen Lebens‹, seine erste Autobiografie. Darin geht es um seine Rückkehr zum Christentum.

Er reiste, so viel ihm möglich war. Auf Mallorca traf er die Künstlerin Skya. Sie heirateten in Rom und gingen dann nach Cornwall in England. Immer wieder suchte er nach dem eigentlichen Sinn seines Lebens. Aber in diesen Künstlerkreisen erlebte er keine Spiritualität.

1935 erhielt er in England eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis. In Deutschland wurde

seine Autobiografie verboten. Jetzt wurde er vollends zum Maler. Nach Kriegsausbruch wurde er als feindlicher Ausländer überwacht und später interniert, zuerst auf der Isle of Man. Von dort wurde eine Anzahl junger, arbeitsfähiger Männer nach Kanada geschickt. Sein Aufenthalt dort ist eines der interessantesten Kapitel des Buches. Nach neun Jahren, am 20. September 1945, kehrte er in die Freiheit zurück.

Könekamp begann wieder zu malen, Tag und Nacht, und arbeitete auf eine Ausstellung seiner Bilder hin. Und doch war er unzufrieden, da er spürte, dass seine Bilder den lebendigen Geist nicht ausdrückten. 1949 wurde sein Schicksalsjahr: Er konnte seine Bilder in London ausstellen, und er traf seine spätere Frau Rosamond. Sie beide fanden in Cotllwyd ihr künftiges Zuhause im ländlichen Wales, nahe dem Meer. »Wir wollten schöpferisch tätig sein, um uns zu besseren Menschen zu entwickeln, wir wollten der mächtigen Kraft des Bösen etwas entgegenzusetzen.« (S. 157) Er stellte weiterhin aus und erteilte Malunterricht. Malen war ihm zur Passion geworden, er lebte wie ein Mönch.

Dietmar Höhne, der Philosophie und Medizin studiert hatte, besuchte ihn 1958 auf dem Carn Ingli, dem Engelsberg in Wales, und dies wurde der Beginn einer lebenslangen Freundschaft. Später übersetzte er Könekamps Autobiografie aus dem Englischen ins Deutsche.

1974 ging Könekamp nach Deutschland zurück. Das Ehepaar lebte bis zu seinem Tod 1977 in Neuwied. An Dietmar Höhne schrieb er: »Ich glaube an eine neue ›Renaissance‹, d.h. an das Zurückkommen des Geistes ...« (S. 188) Und:

»Es geht nur noch um den Triumph des Menschen über die Automation.« (S. 189) Er erläutert ihm seine Gedanken über die fünf Dimensionen des Daseins. Hier zeigt sich der Wert des Buches am deutlichsten.

›I'd like to meet the devil‹ – den Teufel treffen? Könekamp meinte das als Spaß, aus Freude daran, den ewigen Widersacher herauszufordern. Das konnte er aber erst, nachdem er die innere Sicherheit durch Christus gefunden hatte.

Er war als Maler ein Einzelgänger. Einige seiner Bilder sind von Teilhard de Chardin beeinflusst. Oft fragt man sich beim Lesen, in welche Richtung er sich jetzt entwickeln wird. Von Hause aus Katholik, sagte er sich nach und nach von seinem Glauben los. Nur auf sich gestellt, fand er den Christus und mit ihm den Geist in selbstständiger, ganz eigener Weise wieder. Einer, der die Kraft hatte, allein zu gehen.

Könekamp verfügt über eine akribische, bei allem sehr lebendige Ausdrucksweise. Die Schrift ist klein bei relativ großen Seiten; es ist ein sehr umfangreiches Buch. Die ergänzenden Zeitdokumente stammen zumeist vom Könekamp Archiv e.V. Es ist ein großes Verdienst des Novalis Verlags, zusammen mit Dietmar Höhne dieses geistig und künstlerisch anspruchsvolle Buch herausgebracht zu haben.

1967 erhielt Friedrich Könekamp das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse der Bundesrepublik Deutschland für »Europäertum in Wort, Schrift und Farbe« (S. 296). Sein Buch stellt ein deutsches, ein europäisches Schicksal im 20. Jahrhundert in ausführlichster Weise dar.

Maja Rehbein

»Ich denke an sie wie an ein Mädchen«

HEINZ BACHMANN: **Ingeborg Bachmann, meine Schwester – Erinnerungen und Bilder**, Piper Verlag, München 2024, 126 Seiten, 24 EUR

Ingeborg Bachmanns Dichtungen (Lyrik wie Prosa) haben, auch ein halbes Jahrhundert nach ihrem frühen Tod, nichts von ihrer wirkmächtigen Modernität verloren.

Die nunmehr vorgelegten Erinnerungen ihres dreizehn Jahre jüngeren Bruders beleuchten

die familiären Bedingungen, aus denen sich ihr Dichtertum herausentwickelt hat. Sie machen auch deutlich, dass die Familie und die heimatische Landschaft um Klagenfurt für die Dichterin ein unverlorener Rückzugsort geblieben waren. Ein wesentliches Element dieser Ver-

bundenheit war die lebenslang bewahrte innige Beziehung zu ihrem Bruder Heinz. Vor dem inneren Auge des inzwischen über Achtzigjährigen erscheint die Schwester immer noch als junges Mädchen (vgl. S. 14) – eine Imagination, die ihre Wahrhaftigkeit aus der heiteren Zuversicht und Liebe gewinnt, mit der die Schwester ihm zugewandt blieb.

Heinz Bachmann¹ beginnt seinen Rückblick mit einer Schilderung der traumatischen Ereignisse, welche die Familie im Herbst 1973 heimsuchten. Am schlimmsten traf es beider Schwester Isolde, deren Mann Franz an den Folgen eines Motorradunfalls starb. In diesen Tagen lag Ingeborg schwer verletzt im Krankenhaus Sant' Eugenio in Rom. Sie war am 26. September 1973 mit einer brennenden Zigarette im Badezimmer eingeschlafen, der Bademantel und ein Umhang hatten Feuer gefangen. Da sie seit längere Zeit ein sehr starkes schmerzstillendes Medikament einnahm, hatte sie ihren lebensgefährlichen Zustand erst am nächsten Morgen bemerkt. Die Einzige, die in dieser Situation hätte helfen können, schwieg: Heidi Auer, eine langjährige Freundin Ingeborg Bachmanns. Sie hat sie als angebliche Ärztin mit Medikamenten versorgt. Dieses unerklärliche Schweigen machte es den Ärzten unmöglich, die Ursache für die Entzugssymptome, unter denen die Schwerverletzte litt, zu erkennen.

Es bleibt schwer nachvollziehbar, warum es die Klinikleitung nicht für notwendig erachtete, die Familie rechtzeitig zu informieren. Sheila Bachmann, die ihre Schwägerin besuchen wollte, erfuhr beiläufig von einem vorübergehenden Arzt, dass Ingeborg Bachmann tot sei. Die »Sturzflut« (S. 125) der gleichzeitigen tragischen Ereignisse quälte die Angehörigen noch jahrelang. (Hatte die Sterbende im Unterbewusstsein die durch den Tod und die Bestattung des Schwagers erzwungene Abwesenheit ihrer Familie gespürt?)

Nach Ingeborg Bachmanns Tod, am 17. Oktober, entwickelte Frau »Dr.« Auer eine unseelige Geschwätzigkeit, indem sie immer neue abstruse Mordhypothesen in Umlauf brachte. Um sich diesem Terror zu entziehen, entschloss sich die Familie, die Verstorbene auf

dem Friedhof Annabichl in Klagenfurt beizusetzen und nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, in Rom. In diesen furchtbaren Wochen hat sich der über Jahrzehnte gewachsene und gelebte familiäre Zusammenhalt in bewundernswerter Weise bewährt.

Davon legen diese Erinnerungen, in Verbindung mit zahlreichen Fotos aus dem Familienalbum, beredtes Zeugnis ab. Die Eltern unternahmen abenteuerliche Radtouren mit den Kindern; im Sommer ging man baden im Wörthersee; im Winter lief man Ski; im Garten standen ein Reck und eine Schaukel – ein Ort, an dem sich auch die Nachbarskinder gern aufhielten. Wir sehen die Schwestern am Klavier, die Familie pflegte die Hausmusik.

Obwohl 1932 die Bewerbung des Vaters um Mitgliedschaft in der NSDAP unbeantwortet blieb, wurde er doch 1939 im Range eines Oberleutnants in die Wehrmacht einberufen. Angesichts der Gräueltaten, die er an der Ostfront erlebte, entwickelte er eine immer größere Distanz zum Naziregime. Seine Aufzeichnungen und seine Gespräche mit Ingeborg waren wichtig für deren Haltung gegenüber dem Nazismus. So hat sie sich mit erheblichem taktischem Geschick einer Mitgliedschaft im BDM widersetzt, die man zur Voraussetzung des von ihr angestrebten Philosophiestudiums machte.

Früh begann Ingeborg zu dichten. Als Schülerin verfasste sie einen hochgelobten Aufsatz über die Geschichte des Mittelmeeres in Versen. Die Hinwendung zum Brüderchen Heinz führte zeitweise sogar zu einer heiteren Rivalität mit der Mutter. Der wachsende Ruhm der Schwester spornte Heinz schon früh an, auch in seinem eigenen Leben das Beste zu erreichen. Wenn die Studentin und Dichterin aus der Welt nach Hause zurückkehrte, erzählte sie heiter und mit viel Talent für Anekdotisches von ihren Erlebnissen. Dem herangewachsenen Geologiestudenten zeigte sie die großen Städte ihres Lebens: Wien, Zürich, Paris, Rom ... Er lernte die Männer kennen, die für sie und ihre Arbeit wichtig waren: Hans Weigel, Max Frisch und Hans-Werner Henze. Leider kam es zu keiner Begegnung mit Paul Celan, dessen Gedichte er hoch schätzte.

In guter Erinnerung geblieben ist dem Bruder, einen Tag nach seiner Promotion in Graz, ein Besuch mit ihr im Geologischen Institut. Sie interessierte sich sehr für seine Erläuterungen über die »Gewalt der Gesteinsverformungen« (S. 80). In verwandelter Form griff sie darauf in ihren Romanen zurück, wo sie mehrfach psychische Störungen von Frauen beschrieb.

Ich schließe mit einer warmen Empfehlung dieser liebevoll-unpräzisen Erinnerungen.

Sie enden mit dem Satz: »Fünfundzwanzig Jahre sind seit diesem Verlust vergangen, aber Ingeborg ist jeden Tag bei uns.« (S. 126)

Jürgen Raßbach

1 Heinz Bachmann war viele Jahre für eine Ölfirma im Senegal tätig. Seit seiner Pensionierung widmet er sich intensiv dem dichterischen Werk seiner Schwester, hält Vorträge und begleitet Ausstellungen.

Ein Zeugnis heilsamer Streitkultur

NAVID KERMANI & NATAN SZNAIDER: **Israel. Eine Korrespondenz**, Hanser Verlag, München 2023, 64 Seiten, 10 EUR

Die gegenwärtigen Geschehnisse fordern, dass Menschen miteinander sprechen! So einfach und eindringlich brachte vor einigen Monaten ein Freund von mir auf den Punkt, worum sich zu bemühen, ja zu ringen mehr denn je gefordert ist, und in dem vorliegenden Büchlein mit der E-Mail-Korrespondenz, die Navid Kermani – hierzulande bekannt durch eine Reihe bemerkenswerter Bücher – und der israelische Soziologe Natan Sznaider 2002 über mehrere Wochen geführt haben, findet sich die Gültigkeit dieser Aussage bestens bewahrt.

Die beiden Persönlichkeiten lernten sich bald nach dem 11. September 2001 kennen, in dessen Folge die Terrorgefahr auch hierzulande weit mehr greifbar war als davor. In die Zeit ihres Kennenlernens fällt auch eine der vielen Eskalationen des jahrzehntealten Konflikts zwischen Palästinensern und Israelis, und das Muster dieser Eskalation sowie vorausgegangener und nachfolgender lässt sich mühelos wiederfinden in der neuerlichen Zuspitzung seit dem 7. Oktober 2023. So beschreiben es die beiden auch in der gemeinsam verfassten Einleitung: »Der eine von uns wachte am 7. Oktober in einer anderen Welt auf; entsetzt und verzweifelt ... Der andere erkannte aus der Ferne den Schrecken wieder, der in den vergangenen zwei Jahrzehnten bereits über so viele Völker im Nahen Osten gekommen war.« (S. 7) Seinerzeit haben sie einander in teilweise

durchaus scharfen Repliken die Geschehnisse in Israel und die Reaktionen darauf (insbesondere in Deutschland) kommentiert, und beim Lesen erscheinen die Urteilmuster und Aporien so deutlich, dass man sehr schnell vergisst, dass es gar nicht die gegenwärtig sich abspielenden Ereignisse sind, um die es geht.

Puristische Jünger der so genannten »Gewaltfreien Kommunikation« werden darüber staunen, welche Sätze und Fragen die beiden Autoren einander zumuten – und dennoch weder die wechselseitige Achtung noch die im Verlauf dieser Korrespondenz sich verdichtende Freundschaft (!) aus dem Blick zu verlieren. So sind diese gerade einmal 60 Seiten ein gewichtiges Zeugnis einer gelingenden, ja heilsamen Streitkultur. Vor allem wird hier der Missbrauch des Solidaritäts-Begriffs eindrucksvoll demaskiert, wie er in den Jahren der Corona-Pandemie so schmerzlich und peinlich empfunden werden konnte; als könne man zu einer komplexen Sache nur solidarisch sein oder eben nicht: Solidarität ist immer ein Verhältnisbegriff, seinerzeit wie bei der brisanten Thematik, um die es hier geht. Und dass die beiden Autoren ihre eigene Solidarität als existenziell erleben – und sich dennoch um ein Verständnis der Solidarität ihres Gegenübers unermüdlich bemühen, das macht den Wert und das Beispielhafte dieser Korrespondenz aus. So wird auch enttäuscht, wer am Ende

die Drei 2/2024

eine Art Summe oder Einigung erwartet; vielmehr ist das Motto in vielen Passagen vor allem dies: We agree to disagree ...

Dessen ungeachtet haben die beiden jüngst eine gemeinsame Erklärung veröffentlicht, an deren Ende es heißt: »Wir sind davon überzeugt, dass der permanente Krieg und der absolute Sieg, der Israelis wie Palästinensern von unverantwortlichen Führern versprochen wird, keine lebenswerten Optionen sind. Deshalb ist es auch für uns keine Alternative, proisraelisch oder propalästinensisch zu sein. Wenn es so weiterläuft wie jetzt, also mit Autopilot, wer-

den beide Völker nur immer weiter um ihre Toten weinen. Welche Massaker und welche Kriege braucht es noch, damit der Letzte begreift, dass das Existenzrecht der einen das Existenzrecht der anderen bedingt?«¹

Das gewichtige Büchlein ist ein Lichtblick, inhaltlich, methodisch, menschlich.

Johannes Roth

1 Navid Kermani & Natan Sznaider: »Lass uns reden, Freund«, in: »Süddeutsche Zeitung« vom 28. Februar 2024, S. 9.

Unterschiede als Gleichheit betrachtend

VALENTIN WEMBER: Ein welthistorischer Kampf. Polyperspektivische Anmerkungen zu einem langen Krieg, 5. erweiterte Auflage, Stratos Verlag, Tübingen 2023, 240 Seiten, 23 EUR

In der Ukraine wird gekämpft, täglich sterben dort Menschen, unermessliches Leid entsteht, während hier Frieden herrscht. Und doch scheint der Krieg auch bis zu uns zu reichen, insofern friedliche Gespräche darüber oft unmöglich sind, weil vermeintlich unüberbrückbare Fronten entstehen.

Dieser Sprach- und Gedanken-Hilflosigkeit versucht Valentin Wember durch eine Darstellung aus »kultur-medizinischer Perspektive« (S. 13) ohne Parteinahme zu begegnen. Sehr kenntnisreich und gut lesbar werden die gegenwärtigen Ereignisse in der Ukraine in einen größeren geschichtlichen Zusammenhang gestellt, wobei immer unterschiedliche und gegensätzliche Sichtweisen vermittelt werden.

Im ersten Teil geht es um die Entwicklung der westlichen Perspektive, anhand zahlreicher Zeitzeugnisse und Schilderungen englischsprachiger Autoren werden Pläne und Taten der USA und der NATO seit ihrer Gründung geschildert. Im zweiten Teil geschieht dasselbe für die russische Seite. Ein längeres Kapitel schildert die Biografie und politische Karriere Wladimir Putins. Immer bemüht sich der Autor um eine sachliche Charakterisierung, lässt die Akteure und Ereignisse für sich selbst sprechen und unterscheidet zugleich wohlthuend das

wahre Wesen Amerikas oder Russlands von der jeweiligen politischen Propaganda.

Wie diese von jeder Regierung genutzt, aber nur dem Gegner unterstellt wird und was die eigentlichen Ziele sind, wird im dritten Teil detailliert ausgeführt und belegt. Abschließend erläutert Wember die Abwendung Russlands von Europa als Folge des Krieges und verschiedene mögliche politische Konsequenzen. Die Tatsache, dass in Ost und West gleichermaßen Eliten mittels Propaganda pharaonengleich Macht über die Bevölkerung ausüben, beschreibt der Autor als »Gespenst (des alten) Ägyptens« (S. 190f.) und weist abschließend auf die Notwendigkeit hin, diese fortschrittsfeindlichen Strukturen durch ein freies geistiges Leben und eine neue, lebensgemäße Sozialgestalt im Sinne der Dreigliederung des sozialen Organismus zu überwinden.

Aus seiner langen Tätigkeit als Geschichtslehrer stellt der Autor in knapper Form eine Fülle spannender und erhellender Fakten und Aussagen zur Verfügung, die ein tieferes Verständnis ermöglichen, ohne Partei zu ergreifen. Wem es ein Anliegen ist, Wahrheit und Menschlichkeit, die immer leise auftreten, zu stärken, kann ich das Buch wärmstens empfehlen.

Ariane Eisenhut